

MAXINE WILDNER

BIS UNSRE  
SEELEN  
STERNE  
SIND



Rilke und Lou  
Andreas-Salomé

Roman

Insel

insel taschenbuch 5081  
Maxine Wildner  
Bis unsre Seelen Sterne sind.  
Rilke und Lou Andreas-Salomé





MAXINE WILDNER

BIS UNSRE  
SEELEN  
STERNE  
SIND

Rilke und Lou  
Andreas-Salomé

Roman

Insel Verlag

Für Hannes Gastinger, Kenner und Kritiker

Erste Auflage 2025  
insel taschenbuch 5081  
Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2025  
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagillustrationen: Mona Eing, Kassel

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68381-0

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

# DIE HELLEN JAHRE



MÜNCHEN, 13. MAI 1897

Der Ruf nach Gerechtigkeit hallte durch die Straßen Europas. Millionen Menschen demonstrierten für das Frauenwahlrecht. Nur vereinzelt erhielten Frauen die Gelegenheit, Universitäten zu besuchen. In diesen Zeiten des Umbruchs studierte Louise von Salomé, Tochter eines russischen Generals und einer deutschen Mutter, Philosophie, Kunstgeschichte und Theologie in Zürich. Sie veröffentlichte erste Texte unter männlichem Pseudonym, weil sie die Publikationsmöglichkeiten einer Frau für aussichtslos hielt. Später erschienen ihre Werke unter eigenem Namen, sie wurde in Literatenkreisen bekannt.

Bekannter jedenfalls als der von sich selbst eingenommene junge Lyriker, der ihr anlässlich einer Lesung zum ersten Mal gegenüberstand. Er hatte intensive Augen, einen dünnen Hals und schmale Schultern. Männer mit flachem Hinterkopf, fand Lou, hatten so etwas Unfertiges. Sein Anzug war abgetragen, aber mit Geschick aufgebügelt.

»Wie beeindruckt ich war!«

René Maria Rilke hatte Lous Roman *Ruth* gelesen, dessen Veröffentlichung erst nach Rückschlägen und Demütigungen möglich gewesen war.

»Das Mädchen in Ihrem Buch, das sich das Herz ihres Lehrers erobert – in der Entwicklung dieses Mädchen-schicksals konnte ich Enttäuschung und drohendes Unglück plastisch wachsen spüren.«

Es amüsierte Lou, ihn so gegenwärtig von einem Werk

sprechen zu hören, das sie längst hinter sich gelassen hatte. »War es wirklich nur Enttäuschung bei dem Mädchen, nicht auch Hoffnung?«

Im jungen Rilke sah Lou das Lehrer-Schüler-Verhältnis ihres Romans umgedreht. Während sie auf die vierzig zging, hatte er die zwanzig kaum überschritten. Würde er die Jahre, die sie gebraucht hatte, sich Anerkennung zu verschaffen, besser nützen als sie, würde er aufsteigen oder untergehen?

»Kennen Sie ›Jesus der Jude‹?«, fragte Lou.

»Ob ich Ihren Essay kenne?«, lachte Rilke. »Wegen ›Jesus der Jude‹ bin ich hier! Ich musste Sie unbedingt kennenlernen! Glauben Sie wirklich, dass Gott uns abhandenkommen kann?«

Sie schwieg mehrere Sekunden. »So haben Sie meinen Text gelesen?«

»Wie denn anders?«, rief er so laut, dass einige im Salon sich umdrehten. »Sie behaupten, dass Religion nichts Dauerhaftes ist, dass sie wie alles der Vergänglichkeit anheimfällt, dass Religion eine Entstehung kennt, ihre Bedeutung ändert, Wandlung erfährt.«

Lou stellte die Tasse, die sie wie eine Barriere gegen den jungen Mann, der körperliche Distanz nicht zu kennen schien, vor sich hielt, zur Seite. »Ist Ihnen Gott denn abhandengekommen, Herr Rilke?«

»Im Gegenteil.« Klirrend setzte auch er die Tasse ab. »Ich nähere mich Gott gerade mit allen Sinnen. Meine aktuelle Arbeit nenne ich ›Christus-Visionen‹. Deshalb ist Ihre Abhandlung, ist die Wucht, mit der Sie Ihre Überzeugung aussprechen, von unschätzbarem Wert für mich.«

Verwundert sah sie ihn an und wies auf die Terrasse. »Heu-

te ist so ein schöner Tag. Wollen wir Gott und alles, was mit ihm zu tun hat, nicht lieber draußen besprechen?»

»Wo wir ihm näher sind!« Rilke folgte Lou nach draußen.

MÜNCHEN, 29. MAI 1897

Rilke zog die weißen Handschuhe an, die er immer trug, wenn er Dinge anfassen musste, ohne zu wissen, wer sie vor ihm berührt hatte. »Ich habe Ihnen so viel zu sagen.«

»Sie haben schon genug gesagt, Rilke. Und mehr noch geschrieben.« Lou suchte ihren Platz in der achten Reihe.

»In Gesellschaft konnten wir nicht offen reden.« Er lief neben ihr her. »Und gestern im Café konnten wir nur Belanglosigkeiten austauschen.«

»Und im Theater werden wir vor allem zuhören.«

Da sie erst knapp vor Vorstellungsbeginn eintrafen, waren sämtliche Besucher der achten Reihe gezwungen, aufzustehen. Während Lou sich entschuldigte, quetschte Rilke sich einfach an ihnen vorbei.

»Gestern am Limonadenstand fühlten Sie sich unbeobachtet, aber ich habe bemerkt, dass Sie mich anblickten. In Ihrem Blick lag mehr als Sympathie, fand ich.«

»So?» Sie klappte den Sitz herunter.

»Ich hatte den Eindruck, dass Sie mich gernhaben. Irre ich mich?»

»Durchaus nicht.«

»Dann sagen Sie mir bitte offen: Empfinden Sie immer noch so für mich?»

»Von gestern auf heute – was sollte sich daran geändert haben?«

Mit behandschuhter Hand berührte er ihren Arm. »Dann wage ich einen Vorschlag. Wollen wir morgen zusammen ausfahren?«

Lou ließ das Programmheft sinken. »Sie denken schon an morgen, jetzt, da wir uns die Geschichte eines Poeten ansehen wollen?«

»Cyrano de Bergerac ein Poet?« Eine wegwerfende Geste. »Ich habe das Stück gelesen. Im französischen Original mag es hingehen, aber die deutschen Reime ... schrecklich gezimmerte Verse!«

»Schmälern Sie meinen Genuss nicht durch Verächtlichkeit. Ich will mir mein eigenes Urteil bilden.«

»Den ganzen Abend neben Ihnen zu sitzen und der Romanze eines anderen beizuwohnen, das ist ...«

»Lehrreich. Für uns beide.«

Im Saal wurde es dunkel, sie gebot ihm zu schweigen.

Drei Stunden später schlenderten sie zusammen die Maximilianstraße hinunter. »Sie haben geweint, Rilke.«

Seine Hand lag an ihrem Ellbogen. »Ich versuchte, es zu unterdrücken. Wie befürchtet waren die Verse schwülstig und parfümiert.«

»Und doch haben Sie geweint.«

»Mich hat das Opfer gerührt, das Cyrano bringt, indem er seine wahre Liebe ein Leben lang verheimlicht. Doch in dem Augenblick, als Roxane ihn erkennt, als sie sich ihm offenbart, da ...«

»Stirbt Cyrano.« Sie näherten sich der Residenz. »Ich fand es raffiniert gemacht.«

»Es hat Sie beeindruckt?«

»Raffinesse beeindruckt mich nicht.« Sie blieb stehen.  
»Sie sollten damit aufhören, Rilke.«

»Womit?«

»Briefe, Gedichte, Blumen – jeden Tag. Wir leben nicht mehr in den Zeiten Cyranos.«

»Halten Sie mich auch für raffiniert? Sind meine Gedichte schlecht? Sind sie schwülstig?«

»Schwülstig nicht, eher ...« Sie ging langsam weiter. »Eher wolkig. Es müssen inzwischen bald hundert an der Zahl sein.«

Brüsk ließ er ihren Arm los. »Langweile ich Sie? Oder ist es wegen Ihres Ehemannes?«

Ein paar nachdenkliche Schritte. »Sosehr ich mich freue, in der Post Ihre Handschrift zu entdecken, ist es doch erschöpfend, derart intensiv verehrt zu werden.« Sie rechnete mit Widerspruch, Kränkung sogar, aber seine Antwort überraschte sie.

»Das verstehe ich sehr gut, Lou.«

»Tatsächlich?«

»Hunderte Briefseiten habe ich in Gedanken an Sie schon hingeworfen, von denen ich Ihnen nur die würdigsten zusandte. Aber noch während ich sie schreibe, erwacht in mir eine schreckliche Angst.«

»Wovor?«, fragte Lou am Rande des Odeonsplatzes.

»Vor der Liebe, Lou. Ich weiß nicht, warum ich so intensiv, so ekstatisch lieben muss, da ich doch gleichzeitig solche Angst davor habe. Verstehen Sie mich nicht falsch: Meine Liebe ist durchwegs positiv gestimmt. Wenn ich liebe, habe ich Energie, bin produktiv, entdecke Neues und komme im Alltagsleben voran.«

»Demnach ist Liebe für Sie Selbstzweck? Sie lieben, um sich besser zu fühlen?«

»Ich begreife Ihren Tadel und will ihn nicht entkräften. Aber nicht die Liebe, sondern das Geliebtwerden ist mein Problem. Es ist ein auf der Brust lastender Druck.«

»Sie lieben und fürchten gleichzeitig, dass Ihre Liebe erwidert wird?« Mit einer neuen Fremdheit musterte sie ihn.

»Lassen Sie mich meinen Zustand mit dem Bild von Ebbe und Flut vergleichen: Obwohl sich meine Liebe flutartig verströmt, setzt mit Verlässlichkeit, manchmal schon nach Wochen, die Ebbe ein. Ebbe ist nur ein anderes Wort für die Notwendigkeit, mich auf mich selbst zu werfen. Wer liebt, ist begrenzt. So empfinde ich es, da Liebe immer mit Erwartungen gekoppelt ist. Genau darin liegt die Unmöglichkeit der Liebe.«

Er unterbrach sich: »Doch was rede ich? Indem ich Ihnen meine Liebe offenbare, warne ich Sie zugleich vor mir selbst! Das ist Wahnsinn.«

»Wahnsinn nicht, doch wie nannten Sie es? Unmöglichkeit.«

»Ist es Ihnen unmöglich, mich zu lieben?«

Über die Ludwigstraße hatten sie die Adalbertstraße erreicht. Sie gab ihm die Hand. »Hier trennen sich unsere Wege, lieber Rilke.«

MÜNCHEN, 10. JUNI 1897

Verehrte Lou, dann eben nicht Liebe, wenn Sie es so wollen. Einverstanden! Warum etwas einen Namen geben, das keines Namens bedarf? Doch wenn nicht Liebe, dann immerhin Inspiration. Können Sie, verehrte Lou, die bereits ein eigenes starkes Werk geschaffen hat, sich dazu durchringen, mir Muse zu sein? Denn in all meiner Unfertigkeit fühle ich dennoch Größe, Reinheit und spüre, es bedürfe nur eines Anstoßes durch Sie, ja, durch Sie, damit diese innere Welt reifen darf. Ein Sonnenblumenkern ist ein unscheinbares schwarzes Ding. Bringt man ihn aber zum Keimen, entspringt ihm die Blume, die uns vor allen anderen an den Sinn des Lebens gemahnt.

Waren unsere letzten Begegnungen manchmal auch niederdrückend, weil unerfüllt, so hat mich doch jede davon zu einem Werk inspiriert, das ich nicht mehr an eine imaginäre Geliebte richten musste, sondern an Sie! Darin besteht Ihre Verführung, Lou: Ich sehe Sie an und erkenne die Erweckerin. Erwecken Sie mich, Lou Andreas-Salomé! Setzen Sie mich in mir frei, befreien Sie mich von so vielem, was Kindheit und strenge Jugend in mir verschüttet haben.

Sie erwähnten es zwar nicht, ließen mich aber doch spüren, dass ich, was mein bisheriges Werk betrifft, ein inferiorer Dichter bleiben könnte. Ich widerspreche Ihnen nicht. Die Gedichte, die ich für Sie verfasste, künden davon. Darf ich sie Ihnen in einer Sammelschrift überrei-

chen, worauf wir gemeinsam beschließen mögen, was mit ihnen geschehen soll?

Wo sind Sie, Lou, wo werden Sie die nächsten Wochen, Monate verbringen?

MÜNCHEN, 13. JUNI 1897

Bester Rilke,

für meine Freundin, die Afrikareisende Frieda von Bülow, habe ich glücklich eine Ferienunterkunft im Oberbayerischen gefunden. Sie liegt im Landkreis Tölz, ist einfach gehalten und um die ganze Wahrheit zu sagen: Sie ist schlichter als einfach. Bayern ist teuer, und mehr kann Frieda sich nicht leisten. Ich begleite sie dorthin, wir reisen schon morgen. Wenn Sie, bester Rilke, uns in Wolftratshausen besuchen wollen und Ihre Ansprüche an eine Sommerfrische nicht zu hoch sind, seien Sie willkommen. Dann wollen wir sehen, wozu Ihr frühes Werk taugt. Ihre Antwort erreicht mich unter folgender Adresse ...

Hinter Wolken und Nieselregen verschleierte der Juni, dass er ein Sommermonat war. Dies empfand Rilke umso unangenehmer, als er täglich in der Annahme hinaustrat, es regne gar nicht richtig, aber trotzdem nass wurde.

Wolftratshausen lag ausgebreitet in den Tälern von Isar und Loisach, die am Isarspitz in den größeren Fluss einmündete. Von München kommend, schlängelte sich die Bahn zwischen Sendling, Pullach und Baierbrunn durch die Aus-

läufer des Grünwalder Forsts. Rilke hoffte auf Wetterbeserung: Seine Allergien kamen in der Feuchtigkeit heftiger zum Ausbruch als bei trockenem Klima. Doch obwohl Pollenzeit war, hatte er keine Sekunde erwogen, Lous Einladung auszuschlagen. So nüchtern sich ihr Brief auch las, er spürte, dass sie ihn um sich haben wollte. Die Anwesenheit der Freundin Frieda würde ihr Beisammensein mit Anstand bemänteln. Niemand konnte etwas Unsittliches hinter Rilkes Besuch vermuten, auch Lous Ehemann nicht, der den Sommer über lieber in Berlin blieb.

In seinem Schreiben hatte Rilke Lou gebeten, ihm Inspiration und Erweckerin zu sein. Doch während er durch die verregnete oberbayerische Landschaft fuhr, spürte er, wie er sich langsam wieder vom hilfeschuchenden Dichter in den sehnsüchtigen Liebhaber verwandelte. Seine Vorfriede wäre noch größer gewesen, hätte ihn der Heuschnupfen nicht daran erinnert, dass es kaum etwas Erbärmlicheres gab als einen schniefenden, triefäugigen Verführer.

Als er nach Bahn- und Kutschfahrt fröstelnd sein Ziel erreichte, stellte er bestürzt fest, dass die Frauen die Bauernhütte nicht beheizten. Wieso blieb der Ofen kalt, warum saßen Lou und Frieda in leichten Gewändern auf der überdachten Terrasse, als sei Hochsommer? Fühlten sie den eiskalten Regen nicht, der die Hütte in einen ungastlichen Ort verwandelte? Während der gegenseitigen Vorstellung behielt Rilke den Überzieher an. Auch den Hut hängte er nicht an den Nagel, weil ihn fror.

Während Lou ihm das Haus zeigte, begann er, den ganzen Ausflug in Frage zu stellen. Eine kümmerliche Kruke war das, im Stall lagerte Mais, Heu auf der Tenne, die Stube war so niedrig, dass er sich bücken musste, und die *salle de*

*bains* befand sich im Freien. Dass man für jegliche Verrichtung, vom Haupthaus gut einsehbar, bis zum Waldrand laufen musste, war eine Zumutung.

Rilkes Kammer lag im Oberstock. Das Bett strahlte eine unbequeme Keuschheit aus.

»Ich hoffe, Sie finden Ihr Auskommen.« Lou stellte den Wasserkrug ins Lavoir.

»Danke. Man erfreut sich ja vor allem an der Natur.« Verstand sie seinen spöttischen Unterton?

»Das Wetter soll sich nicht so rasch bessern.« Sie schlug die Fensterläden nach außen und arretierte sie.

»Heizen Sie den Ofen nicht ein?«

»Nur zum Kochen. Frieda hat Eier und Zwiebeln besorgt.«

»Ich vertrage Zwiebeln nicht. Mein Magen ...«

Lou wollte gehen, aber er trat ihr in den Weg. »Während Ihre Freundin kocht, bietet sich vielleicht Gelegenheit, über meine Gedichte zu sprechen?«

»Sie sind doch gerade erst angekommen«, entgegnete sie. »Heute wollen wir essen und einen schönen Gang auf die Alm machen. Es bleibt so herrlich lange hell.«

»Aber es regnet.«

»Ach, mein Freund, das ist kein Regen.«

»Sondern?«

»Erhöhte Luftfeuchtigkeit.« Lächelnd ging sie hinaus.

Allein gelassen bemerkte Rilke Sekunden später die Vorboten des Unheils. Er rümpfte die Nase, zog sie hoch, spürte die erste Träne im Auge und das erbarmungslose Kratzen im Hals: In unmittelbarer Nähe musste altes Heu gelagert sein. Er riss die Tür nach nebenan auf. Tatsächlich, Lou hatte ihn neben der Tenne einquartiert. Nur eine dünne Holzwand trennten ihn und seine Nase von einem Berg

aus verstaubtem Heu. Rilke nieste trompetenhaft: Keine Minute konnte er in diesem Zimmer bleiben. Lieber reiste er wieder ab. Er lief die Treppe hinunter und konfrontierte die Gastgeberinnen mit seiner Katastrophe. Sie tranken Limonade und blieben so unbeschwert, als gebe es keinen Anlass zu sofortigem Handeln.

»Mich juckt es auch ein bisschen in der Nase«, antwortete Frieda von Bülow. »Man gewöhnt sich daran. Wollen Sie sich zu uns setzen? Ich erzähle Lou gerade von Französisch Äquatorial-Afrika.«

»Äquatorial...?« Rilke unternahm einen letzten Versuch: »Lou, wenn ich Sie eine Minute sprechen könnte?«

»Später. Ich habe mich gerade erst hingezetzt. Außerdem habe ich vor Frieda keine Geheimnisse.«

Erschlagen von der Situation ließ er sich auf den Bauernstuhl sinken. Der Regen wurde dichter, schwerer, auswegloser.

Tags darauf reiste Lous Freundin nach Salzburg weiter, wo sie einen Verleger zu überzeugen hoffte, ihren Afrikabericht in Druck zu nehmen. Als sei Frieda von Bülow die Personifizierung von Rilkes Allergie gewesen, verflüchtigte sich diese noch am selben Nachmittag. Ihm wurde leichter, lässiger zumute.

Er hoffte, der Austausch mit Lou würde sich entspannter gestalten, je unangestregter er selbst wurde, doch seit die Freundin fort war, kam Lou ihm zunehmend ruhloser vor. Sie schien nicht recht zu wissen, was sie mit dem sonderbaren jungen Mann anfangen sollte.

Die Sammelhandschrift, die er ihr überreichte, bestand

aus einer Mappe mit über hundert losen Blättern. Lou zögerte, sie aufzuschlagen.

»Was muss es für eine Arbeit gewesen sein, all diese Gedichte abermals abzuschreiben!«

»Und nicht nur einmal«, erwiderte er gutgelaunt. »Ich machte hin und wieder Fehler und musste von neuem beginnen. Manchmal war es auch ein Tintenkleck.«

Sie hob den Deckel. »Vom Rande des Tages –« Ihr Blick flog über die Zeilen. »Ihr erster Brief an mich.«

»Wie aufgeregt war ich beim Verfassen, beim Frankieren und in dem heiligen Moment, als ich den Brief dem Postboten übergab.«

Sie blätterte um und las den Anfang des zweiten Blattes. »Die Rose hier, die dunkle ...«

»Wie denn: Wollen Sie mir *Vom Rande des Tages* nicht vorlesen?«, fragte er überrascht.

»Ich kenne es doch.«

»Ich hätte es aber gern aus Ihrem Mund gehört.« Er lehnte sich behaglich im Sessel zurück. »Machen Sie mir die Freude.«

Kopfschüttelnd, die Mappe auf dem Schoß, saß sie da. »Wenn ich Ihnen jedes Ihrer Gedichte vorlesen soll, sitzen wir im November noch hier.«

Er lachte herzlich.

»Das kann ich nicht, Rilke. Es käme mir wie eine Beweihräucherung vor.«

»Wessen Beweihräucherung?«

»So wie Sie mich beschrieben ... nein, verherrlicht haben, das soll ich nun auch noch aussprechen?«

»Nicht verherrlichen, erhöhen wollte ich Sie. Soll ich es Ihnen vorlesen?« Er beugte sich zu ihr.

»Bitte nicht.« Sie zog die Mappe zurück.

Er schwieg in momentaner Kränkung.

»Verzeihen Sie, Rilke.«

Er verschränkte die Arme. »In dem Fall weiß ich wirklich nicht, weshalb wir uns den Gedichten überhaupt widmen sollten. Nun, so werden eben meine Leser und Leserinnen das Werk beurteilen müssen.«

»Leserinnen ...?«

»Ich gedenke, sie zu veröffentlichen.«

»Rilke!« Lou sprang auf. Die Mappe rutschte, die Blätter segelten zu Boden.

»Was haben Sie?«

»Sie dürfen das auf keinen Fall in Druck geben.«

»Wieso nicht?«

»Sie haben es selbst gesagt: Diese Gedichte sind nicht an eine imaginäre Geliebte gerichtet, sondern an mich! Es sind keine poetischen Blumen eines sehnsuchtsvollen Geistes. In jedem einzelnen geht es um mich.«

»Nicht ein einziges Mal nenne ich Ihren Namen.«

»Wissen Sie denn nicht, wie klein die literarische Welt Münchens ist? Jedermann würde sofort mutmaßen, dass das, was Sie in Ihren Zeilen so raffiniert bedichten, eine wahre Entsprechung hat.«

»Raffiniert? Zum zweiten Mal verwenden Sie dieses Wort in Bezug auf mein Werk.«

»Ich meinte es in dem Sinn ...«

Er unterbrach sie. »Ist es Ihnen unmöglich, die Lauterkeit meiner Verehrung zu akzeptieren, die heilige Verzückung? In keinem meiner Worte steckt ein lüsterner Hintergedanke!«

»Kein Hintergedanke? – Können Sie es aussprechen, ohne rot zu werden?«

»Hundertmal ja!«